

Technology
Review

INNOVATOREN UNTER 35 DEUTSCHLAND

Pressematerial

Innovatoren unter 35
10 Menschen. 10 Ideen
#Innovators35EU
www.heise-events.de/tr35



European Partner:



Gold Partner:



Bronze Partner:



Organized by:



„Mit diesem Preis ehren wir junge Menschen mit außergewöhnlichen Ideen, die den Mut haben, diese Ideen auch umzusetzen. Sie entwickeln Technologien, die unsere Zukunft prägen können.“

Robert Thielicke, Chefredakteur Technology Review



Technology Review

ist die deutsche Ausgabe der „MIT Technology Review“, gegründet 1899 und damit eines der ältesten Technologie-Magazine weltweit. Das Magazin berichtet über neueste technologische Trends, die das Potenzial haben, unsere Gesellschaft und unser Leben zu verändern.

Innovatoren unter 35

ist ein internationaler Wettbewerb für die besten Talente im Bereich Technologie, initiiert vor über zehn Jahren von „MIT Technology Review“. Zu den bisherigen Preisträgern gehören unter anderem Sergey Brin (Google), Mark Zuckerberg (Facebook) und Daniel Ek (Spotify). In Europa findet der Wettbewerb in Belgien, Frankreich, Spanien, Polen sowie Deutschland statt. „Technology Review“ richtet den Wettbewerb hierzulande zum dritten Mal aus.

Innovatoren unter 35

Deutschland 2016

Steven Arzt, 29 **Siegfried Rasthofer, 28**

Die beiden Informatiker entwickelten ein Werkzeug, mit dem sich Cyber-Angriffe in Minuten analysieren lassen.



Der Anruf von McAfee kam für Siegfried Rasthofer und Steven Arzt ziemlich überraschend: Etwa 20.000 Asiaten waren Opfer eines umfassenden Datenklau geworden. Der Virus breitete sich weiter aus, doch die Experten des Herstellers von Antiviren-Software konnten den Verursacher nicht finden. Für die Informatiker von der Technischen Universität Darmstadt und des Fraunhofer SIT eine gute Gelegenheit, ihr Werkzeug CodeInspect im Ernstfall einzusetzen. Und tatsächlich: Binnen drei Minuten hatte das Tool herausgefunden, dass eine gefälschte Banken-App sensible Daten an eine von den Gaunern eingerichtete E-Mail-Adresse verschickte. Auch SMS-Nachrichten an die Opfer gingen über die gefälschte App an diese Adresse. Die Angreifer wollten so die für Bankgeschäfte nötigen mTans abgreifen.

Im Rahmen ihrer Doktorarbeiten entwickelten die Forscher das Analysetool, mit dem sich schadhafte Android-Apps und Java-Programme deutlich schneller und präziser aufspüren lassen. Geschwindigkeit ist wichtig, wenn es darum geht, manipulierte Apps zu stoppen, die Telefonrechnungen in die Höhe treiben oder ein Mobiltelefon in eine Spamschleuder verwandeln. Rasthofer und Arzt fanden eine Möglichkeit, den untersuchten App-Code so darzustellen, dass auch nicht auf Software-Sicherheit spezialisierte Programmierer nachvollziehen können, wo sich der schädliche Prozess verbirgt.

Derzeit arbeiten beide am Fraunhofer SIT weiter daran, CodeInspect zur Marktreife zu bringen. Interessenten gibt es schon: AntiViren-Hersteller, Internet-Unternehmen, App-Hersteller - und auch Ermittlungsbehörden. Kein Wunder angesichts der geschätzt rund 180 Millionen Euro Schaden, die Schadsoftware hierzulande jährlich anrichtet.

Tom Baden, 34

Mit einer Mischung aus Open Source und 3-D-Druck will Tom Baden erreichen, dass Labore einen Teil ihrer Ausstattung selbst herstellen.



„Ich glaube, ein Denken zerfällt im Moment: Was für die Wissenschaft gedacht ist, muss zwangsläufig teuer sein“, sagt der Neurowissenschaftler. Tom Baden erforscht an der Universität von Sussex, wie eine gesunde Netzhaut funktioniert. Als Beispiel nennt er den Gelkamm, den man in der Mikrobiologie benutzt. „Das ist tatsächlich nichts weiter als ein Kamm, dennoch kostet er heute 100 Euro.

Man kann ihn aber sehr einfach selber bauen.“ Der Druck dauere zehn Minuten und koste etwa zehn Cent. Auf diese Weise hat er zusammen mit einem Kollegen sogar ein Mikroskop gebaut, das Bilder nicht nur vergrößern kann, sondern auch Fluoreszenzbildgebung ermöglicht. Mit dem FlyPi, wie die Forscher ihr Gerät nennen, können mittels verschiedener Wellenlängen bestimmte Teile einer Probe hervorgehoben werden. „Der FlyPi ist einfach sinnvoll einsetzbar in meiner Forschung.“

Davon profitieren auch Entwicklungsländer, ist Baden überzeugt. Denn die Forschung dort kämpft immer wieder mit fehlendem Laborgerät. Mit ihrer NGO „Trend in Africa“ gibt Baden daher regelmäßig Kurse für Nachwuchsforscher in Afrika, damit sie sich die Ausstattung selbst bauen können. Er packt mehrere sehr günstige Einplatinencomputer – sogenannte Raspberry Pi – ein, außerdem Arduino-Steuerhardware und LEDs, Kabel und Widerstände. „Dazu kommen alle möglichen 3D-gedruckten Sachen.“ Dann geht es los.

Tausende Designs sind mittlerweile bei OpenLabware verfügbar. Wie groß ist die Community ist, die sie nutzt, kann Baden zwar nicht sagen. Aber sie dürfte deutlich größer sein als die Zahl derer, die Designs einstellen. „Viele setzen die Geräte nur ein, ohne selbst welche zu entwickeln.“

Frederik Brantner, 32

Bisher gelang der stückgenaue Zugriff auf einzelne Produkte nur Menschen. Mit Toru soll sich das ändern: Der sehende Roboter kann zielsicher einzelne Objekte aus Regalen holen.



Wie von Geisterhand bewegt schnurrt der mannshohe Aluminium-Kasten an einem Regal entlang. Vor einem Bücherstapel bleibt der Roboter stehen, fährt eine Greifschiene über das oberste Buch hinweg, setzt an der Hinterkante des Buches an und zieht es vom Stapel auf die ausgefahrenen Führungsschienen. Dann legt er das Buch in sein mitfahrendes Regal ab und rollt weiter.

Toru – japanisch für „greifen“ – heißt der mobile, wahrnehmungsgesteuerte Regalroboter, der die Arbeit des Pickers übernehmen soll. „Bisher war es nur möglich, ganze Ladungsträger – Kisten oder Paletten - zu holen“, erklärt Frederik Brantner, Geschäftsführer des Münchner Unternehmens Magazino. „Jetzt kann auch ein einzelnes Objekt aus einer Kiste oder einem Regal durch den Roboter zur Werkbank oder zur Versandstation gebracht werden“, so der 32-Jährige. Schon als 16-Jähriger gründete er sein erstes Unternehmen, um gebrauchte Computer zu verkaufen. Nach seinem Betriebswirtschafts-Studium war Brantner Unternehmensberater und wurde dort immer wieder mit Problemen der Lager-Logistik konfrontiert. So kam ihm die Idee, einen Logistik-Roboter zu entwickeln, der flexibler und anpassungsfähiger ist als herkömmliche Modelle.

Toru bekommt die Lagerposition per WLAN mitgeteilt. Er besitzt 2D- und 3D-Kameras sowie einen Laserscanner, um das gewünschte Produkt zu erkennen – etwa ein Buch in einem Bücherstapel. Toru zieht es dann heraus. Bald soll Toru zudem einen flexiblen Arm erhalten, damit er nicht nur quaderförmige Objekte, sondern beispielsweise auch ein loses T-Shirt greifen kann. Derzeit übt Toru beim Buchdistributor Sigloch, wie er ein kleines Taschenbuch oder ein schweres Lexikon greifen muss. Auch wenn sich das Lager ändert oder andere Objekte hinzukommen, passt sich der Roboter an. Und er kann sein neues Wissen an eine Datenbank weitergeben, sodass andere Torus seine Erfahrungen nutzen können. „Roboter, die vernetzt im Schwarm agieren, werden die Logistik in allen Unternehmen fundamental verändern“, ist Brantner überzeugt.

Gero Decker, 34

Die Software des Informatikers macht Unternehmen transparent: Endlich weiß auch bei komplizierten Prozessen die linke Hand, was die rechte tut.



Gero Decker hätte es bequem haben können: Nach der Promotion am Hasso-Plattner-Institut in Potsdam hatte er mehrere Jobangebote, arbeitete eine Zeitlang bei der Unternehmensberatung McKinsey. Doch Decker wollte selbstständig sein: In seiner Doktorarbeit hatte er sich mit Prozessmanagement beschäftigt, lange ein Nischenthema. Als beispielsweise Anfang des Jahrtausends die schnellen DSL-Telefonanschlüsse aufkamen, gerieten viele Anbieter unter Druck: Die Kundenbetreuung nahm alle Anträge an und versprach schnelle Lieferung, doch die Technikabteilungen kamen nicht hinterher. In solchen Fällen soll Prozessmanagement helfen, die einzelnen Schritte besser abzustimmen, um den DSL-Kunden realistische Angaben machen zu können, wann ihr Anschluss kommt. Die Experten dafür kaufen viele Unternehmen aber nur zeitweise ein, sie verschwanden nach getaner Arbeit wieder. Decker und seine Kollegen wollten eine nachhaltigere Lösung: Inspiriert von sozialen Netzwerken und Kommunikationsplattformen im Internet entwickelten sie eine Software, die Mitarbeiter im laufenden Prozess mitgestalten lässt. „Auch Nicht-IT-Experten können unser System für ihre Bedürfnisse konfigurieren“, sagt Decker. Signavio - übersetzt heißt das in etwa „Den Weg weisen“ - war geboren.

Kurz nach der Gründung 2009 gewann das Start-up die Krankenkasse AOK als großen Kunden. Beim Internet- und Telefonprovider 1&1 sprang Signavio ein, als der Ansturm auf DSL-Anschlüsse einsetzte. Heute verkauft Signavio seine Software an mehr als 900 Kunden weltweit - darunter Behörden, Versicherungen, Banken, Verlage und verarbeitende Industrie.

Deckers jüngstes Produkt geht noch einen Schritt weiter: Der sogenannte Decision Manager hilft Mitarbeitern und Managern bei Entscheidungen. Die Wirtschaftsprüfer von KPMG etwa füttern ihn mit Gesetzesänderungen und neuen Steuerrichtlinien. Anschließend kann die Signavio-Software die Berater durch den Finanzdschungel führen.

Das Konzept scheint aufzugehen: Binnen weniger Jahre ist die Belegschaft auf etwa 100 Mitarbeiter gewachsen. Ende 2015 kündigte der IT-Investor Summit Partners an, 31 Millionen Dollar in das Unternehmen zu stecken. Seine dreieinhalb Jahre und neun Monate alten Söhne sieht er derzeit nicht oft, auch sein Hobby Segeln muss warten: Doch wenn er zu Hause ist, genießt er die Zeit mit der Familie in vollen Zügen: „Ich werde viel pendeln müssen, aber ich freue mich auf die kommende Zeit.“

Christopher Fuhrhop, 32

Mit einer sich im Notfall selbstaufblasbaren Schwimmhilfe hat der Karlsruher ein völlig neues Rettungssystem für Wassersportler entwickelt.



„Es ist ein stilles Thema, über das eigentlich niemand spricht“, sagt Christopher Fuhrhop und meint damit die Gefahr des Ertrinkens. „Wenn man sich aber ein bisschen umhört, dann hat eigentlich jeder, der regelmäßig auf oder im Wasser ist, schon einmal eine brenzlige Situation erlebt.“ Der Unternehmer weiß, wovon er spricht: Beim Kitesurfen hatte es ihn vor einigen Jahren ins Wasser gerissen, er musste schwimmend zurück zum Ufer. „Zwischendurch habe ich gedacht, ich schaffe das vielleicht nicht.“ Damals kam ihm die Idee eines Rettungssystems für Wassersportler, das bei der Ausübung des Sports nicht hinderlich ist.

Wer gerne im Meer schwimmen geht, surft oder mit dem Kanu unterwegs ist, weiß, dass eine Schwimmweste die Bewegungsfreiheit einschränkt. Meist bleibt sie daher an Land. Fuhrhop wollte ein Rettungssystem, das klein und handlich ist und sich im Notfall einfach und schnell aufblasen lässt. Während seiner Diplomarbeit am Karlsruher Institut für Technologie bekam er dann die Gelegenheit, sie umzusetzen. Das Ergebnis Restube (von Rescue Tube also Rettungsröhre) hat genug Auftrieb, um den Kopf über Wasser zu halten. „Es ist kein Ersatz für eine Schwimmweste, ermöglicht es aber, sich einmal auszuruhen, und das kann entscheidend sein.“ Die Idee überzeugte auch die Schweizer Rettungsschwimmer (SLRG). Sie helfen bei der Weiterentwicklung des Systems und setzen es zur Fremdrettung sowie zur eigenen Sicherheit ein. Außerdem gibt es Kooperationen mit Veranstaltern von Wassersportevents, bei denen das Tragen von Restube zur Pflicht wird. „Wir wissen von mehr als 20 Menschen, denen Restube bereits das Leben gerettet hat.“

Johannes Jacubeit, 33

Ausgerechnet dort, wo das Teilen von Information wirklich entscheidend ist, klemmt es besonders: zwischen Ärzten und Patienten. Der Mediziner will das ändern.



Patientengespräche können für Ärzte ernüchternd sein. Johannes Jacubeit hat es in seiner Zeit als praktizierender Sportmediziner immer wieder erlebt: „Man fragt einen neuen Patienten: Welche Tabletten nehmen Sie zurzeit? Er antwortet: weiße. Man fragt weiter: Wann wurden Sie das letzte Mal gegen Tetanus geimpft? Er antwortet: vor einiger Zeit“, erzählt er.

Zwei Dinge wurden ihm bei diesen Gesprächen klar. Erstens: Die Medizin steckt in Teilen noch im 20. Jahrhundert, wenn Patientenakten in den PCs von Arztpraxen weggesperrt sind. Zweitens: Er wollte derjenige sein, der diesen Missstand beseitigt.

Die Idee: Ärzte können die Befunde von ihrem Praxis-PC auf das Smartphone des Patienten übertragen. So sind diese immer im Besitz ihrer eigenen Krankengeschichte, zähe Befragungen gehören der Vergangenheit an. Im Oktober 2014 gründete er die Firma Connected Health und machte sich mit einigen Mitstreitern an die Entwicklung des LifeTime Hub. Das kleine weiße Gerät stellt die Verbindung zum Smartphone der Patienten her und überträgt PDF- und Bilddateien sowie medizinische Bilddaten im DCM-Format vom PC. Übertragung und App sind verschlüsselt.

Die Grundidee hat inzwischen einige überzeugt. Die Stadt Hamburg ist mit ihrem Förderfonds eingestiegen, dazu ein Arzt als Business Angel. Auch Mediziner machen bereits mit: 50 Praxen beteiligen sich an der Testphase des Systems, dazu kommt das Hamburger Universitätsklinikum Eppendorf. Der Markt ist groß: Allein in Deutschland gibt es 120.000 niedergelassene Ärzte, Kliniken noch nicht eingerechnet. Das System aus App und Hub lässt sich jedoch überall einsetzen, betont Jacubeit. „Es funktioniert mit jedem Rechner und jeder Praxis-Software der Welt, ob in den USA oder in Afrika.“ Sollte Connected Health Erfolg haben, hätte das Start-up ein Kunststück vollbracht, das bisher kaum einem digitalen System im Gesundheitswesen gelingt: Dem Arzt Diagnose und Behandlung zu erleichtern – und dem Patienten dennoch die Hoheit über seine eigenen Daten zu geben.

Ansgar Jonietz, 31

Der Mediziner gründete den Online-Service washabich.de, um Fachjargon von Befunden in eine für Laien verständliche Sprache zu übersetzen – gratis.



„Als Medizinstudent wurde ich immer wieder von Angehörigen und Bekannten gebeten, einen Befund zu erklären“, sagt der 31-Jährige. Um Leuten zu helfen, die keinen Mediziner kennen, hat er daher mit zwei Kommilitonen 2011 die Idee eines Übersetzungsservice für medizinische Befunde entwickelt. Mittlerweile besteht sein Team aus insgesamt 1300 Medizinstudenten und Ärzten. Sie arbeiten ehrenamtlich und haben inzwischen rund 26 000 medizinische Befunde in eine für Patienten leicht verständliche Sprache übersetzt. „Wir erhalten allerdings mehr Anfragen, als wir bearbeiten können, und mussten eine Warteliste einrichten“, erzählt Jonietz.

Das Geld für den betrieb der Plattform stammt zum einen aus Spenden. „Jeder Dritte, der seinen Befund bei uns hat übersetzen lassen, spendet etwas im Nachhinein.“ Das meiste Geld aber kommt aus Projekten mit Partnern aus dem Gesundheitswesen. In einem Pilotprojekt mit der Paracelsus-Klinik Bad Ems beispielsweise erhalten Patienten nach ihrer Entlassung zusätzlich zum Entlassungsbrief auch einen Patientenbrief in leicht verständlicher Sprache. So wird die Therapietreue gefördert. Auch schult das Team um Jonietz auf einer Ausbildungs-Plattform Mediziner in laienverständlicher Kommunikation. Dieses Kurs-Konzept wird nun als Wahlfach in Universitäten angeboten. „So wollen wir langfristig die Arzt-Patienten-Kommunikation verbessern – damit unser Übersetzungsservice eines Tages überflüssig wird.“

Benedikt Kramer, 26

Der Betriebswirt will mit seinem Fintech-Start-up awamo den Mikrofinanzsektor in Afrika umkrempeln.



Wenn Benedikt Kramer ein ugandischer Kleinbauer wäre und einen Kredit bräuchte, würde er Folgendes tun: „Ich würde zu einem Bekannten gehen, der schreibt mir auf ein Blatt Papier, dass ich Benedikt Kramer bin, und mit diesem Stück Papier als Sicherheit gehe ich zu einem Mikrofinanzinstitut.“ Personalausweise gibt es in Uganda nicht. Deshalb bleibt den rund 2.500 kleinen und mittleren Mikrofinanzinstituten (MFIs) in Uganda kaum etwas anderes übrig, als wertlose Zettel anzuerkennen. Ähnlich sieht es bei Zehntausenden MFIs in weiteren afrikanischen Ländern aus. Die Folge sind hohe Ausfälle bei der Kreditrückzahlung, weil Identitäten leicht gefälscht werden können. Das wiederum führt zu enorm hohen Zinssätzen. Mehr als 60 Prozent müssen kleine Kreditnehmer in Uganda zahlen. Eine vertrackte Situation, und es kommt noch schlimmer.

„Wenn man in Uganda ein MFI-Büro betritt, sieht man oft als Erstes einen mehrere Kubikmeter großen Haufen Papier auf dem Boden. Das sind die Kundendaten.“ MFI-Mitarbeiter schreiben jede Kundeninformation, jede Transaktion per Hand auf Papier, in mehreren Kopien. „Das ist so unübersichtlich und fehleranfällig, dass niemand wirklich weiß, wer wem was schuldet.“

Sein Unternehmen awamo, gegründet zusammen mit Roland Claussen und Philipp Neub, hat daher zwei große Ziele: Erstens soll es den Zugang zu bezahlbaren Krediten verbessern, indem es dazu beiträgt, die Zinssätze zu senken. Zweitens sollen mehr Menschen überhaupt einen Zugang zum Finanzsystem bekommen. Denn ein Großteil der Bevölkerung wohnt so abgelegen, dass es selbst den weit verbreiteten MFI zu aufwändig ist, sie zu erreichen.

Statt auf Papier setzt Awamo auf Tablet-PCs mit integriertem Fingerabdruckscanner. So lassen sich die Kreditnehmer auch ohne Ausweispapier eindeutig identifizieren. Gleichzeitig sollen die Geräte Mitarbeiter der Mikrofinanzinstitute mobiler machen und die Zuverlässigkeit der Kundendaten erhöhen. Um sie zu verwalten, hat Awamo eine weitere Software entwickelt. Das Management-Informationssystem soll bis 2017 sogar Kreditreporte mit Ausfallwahrscheinlichkeiten generieren können.

Die ersten Investoren konnte Kramer mit seinem Konzept bereits überzeugen. Sie steckten 500.000 Euro in awamo. Kürzlich siedelte der 26-Jährige von Frankfurt nach Uganda über, um mit vier Mitarbeitern auch die MFIs für sich zu gewinnen.

Simone Strey, 32

Mit einer App der Geografin und Botanikerin lassen sich Pflanzenschädlinge per Bilderkennung identifizieren. Das senkt den Pestizideinsatz und schützt vor Ernteeinbußen.



15 bis 30 Prozent der Ernte-Erträge weltweit gehen jedes Jahr durch Pflanzenkrankheiten und Schädlinge verloren, betont Simone Strey. „Gerade bei Kleinbauern gefährdet das oft die Existenz.“ Gemeinsam mit einem siebenköpfigen Team ihres Start-Ups Peat hat die deshalb Plantix entwickelt, eine App die Pflanzenkrankheiten und Schädlinge anhand von Fotos automatisch erkennt.

Herz der App ist ein künstliches neuronales Netz, das auf Handy-Fotos Krankheiten und Schädlingsbefall erkennt. Aus immer neuen Beispielbildern, die die Plantix-User schicken, lernt das Netz ständig dazu. Auf diese Weise baut das Unternehmen „eine weltweit einzigartige Datenbasis“ auf, sagt Strey. Diese Daten will das Unternehmen an Kunden verkaufen, zum Beispiel Pflanzenschutzbehörden oder Forschungsinstituten. Es gäbe aber auch Gespräche mit Drohnen-Herstellern. Die Drohnen könnten Felder großflächig überwachen, um dann bei ersten Krankheitsanzeichen kritische Bereiche gezielt zu analysieren – und schnell behandeln. So ließe sich das heute übliche präventive Spritzen eindämmen. Zum anderen können Firmen direkt in der App ihre Produkte anpreisen, wie zum Beispiel Pflanzenschutzmittel, aber auch Sensoren oder Beratungsdienste.

Michael Thiel, 33

Der Physiker hat den genauesten 3-Drucker der Welt entwickelt und will damit beispielsweise Bauteile für Nano-Roboter drucken.



Der kleinste Eiffelturm der Welt steht in der badischen Provinz. In einer unauffälligen Plastikdose, eingebettet in schwarzen Schaumstoff wirkt er wie ein beigefarbener Krümel. Erst unter dem Mikroskop offenbart sich, wie detailreich das Miniaturmodell die berühmte Eisenkonstruktion tatsächlich nachbildet. Es ist gerade einmal 1 mm hoch. Für Michael Thiel, seinen Erbauer, ist das schon richtig groß: „Oft kann ich gar nicht sehen, was ich da eigentlich fabriziere“, erzählt der Physiker. Den Eiffelturm hat er mit einem von ihm und seinem Team entwickelten 3-D-Drucker gedruckt. „Er ist hundertmal genauer als jeder andere 3-D-Drucker“, erzählt er.

Während seiner Doktorarbeit am Karlsruher Institut für Technologie untersuchte er, wie sich mit Hilfe von Lasern bestimmte flüssige Kunststoffe erhärten lassen. „Die Genauigkeit hängt davon ab, wie scharf der Laser fokussiert wird.“ Nur dort, wo der Laser auf den Flüssigkunststoff trifft, wird das Material verfestigt. Mit Spezialoptiken lassen sich so extrem feine Strukturen herstellen.

Um das Verfahren zu vermarkten, kam es 2007 zur Gründung der Nanoscribe GmbH. „Schon ein halbes Jahr später hatten wir den ersten Drucker verkauft“, erzählt Thiel. Mittlerweile sind 100 dieser Drucker in Betrieb – bei Kosten für jeden einzelnen im sechsstelligen Bereich.

Wissenschaftler des Leibniz-Instituts für Festkörper- und Werkstoffforschung in Dresden druckten mit ihm ein Antriebssystem für Spermien. Der spiralförmige Antrieb aus dem 3-D-Drucker lässt sich magnetisieren. Mit Hilfe rotierender Magnetfelder kann er so solche Spermien zielgenau zur Eizelle transportieren, um diese zu befruchten. Das Antriebsprinzip könnte neuartige Nanoroboter ermöglichen.

Die Jury



Alex von Frankenberg

Geschäftsführer
High-Tech Gründerfonds



Patrick Baudisch

Leiter Human Computer
Interaction Lab,
Hasso-Plattner-Institut



Gregor Honsel

Redakteur Technology Review



Tobias Kraus

Leiter Strukturbildung,
Leibniz Institut für
Neue Materialien



Robert Thielicke

Chefredakteur
Technology Review

Treffen Sie die Gewinner des Wettbewerbs „Innovatoren unter 35“

Labore aus dem 3D-Drucker, fantastische Metamaterialien, Schnellverfahren gegen Hacker: Technology Review präsentiert die führenden Innovatoren unter 35, darunter den „Innovator of the Year“ und den „Social Innovator of the Year“. Erfahren Sie heute, was morgen unser Leben prägen wird.

Datum und Ort: 5. Juli 2016, 17:30 Uhr bis ca. 20:30 Uhr,
Quadriga Forum,
Werderscher Markt 13/15,
10117 Berlin
www.quadriga-forum.de

Programm

- | | |
|--------------|---|
| 17:30 | Registrierung |
| 18:00 | Begrüßung
Robert Thielicke, Chefredakteur Technology Review
Kathleen Kennedy, President MIT Technology Review
Tobias Kraus, Leibniz Institut für Neue Materialien
(Innovator unter 35 – 2013) |
| 18:10 | 10 Menschen, 10 Ideen (Teil 1)
Innovatoren unter 35 stellen ihre Projekte vor |
| 18:40 | Keynote
Wenn Roboter die Straßen beherrschen: Wie autonome Fahrzeuge die Städte verändern werden –
Raúl Rojas, Freie Universität Berlin / University of Nevada (Reno) |
| 19:00 | Diskussion – Die Zukunft der Mobilität
Raúl Rojas, Freie Universität Berlin / University of Nevada
Andreas Knie, Innovationszentrum für Mobilität und gesellschaftlichen Wandel (InnoZ)
Arne Bischoff, Innovationsmanagement Produktion
Volkswagen Nutzfahrzeuge |
| 19:20 | 10 Menschen, 10 Ideen (Teil 2)
Innovatoren unter 35 stellen ihre Projekte vor |
| 19:50 | Bekanntgabe
des „Innovator of the Year“ und des
„Social Innovator of the Year“

Schlussworte von BNP Paribas |
| 20:00 | Cocktail und Networking |

Anmeldung: <http://www.heise-events.de/tr35>

Redner



Arne Bischoff

Innovationsmanagement
Produktion
Volkswagen Nutzfahrzeuge



Kathleen Kennedy

President
MIT Technology Review



Andreas Knie

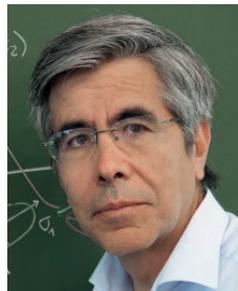
Geschäftsführer der InnoZ
GmbH – Innovationszentrum
für Mobilität und gesellschaft-
lichen Wandel

Redner



Tobias Kraus

Leiter Strukturbildung,
Leibniz-Institut für Neue
Materialien



Raúl Rojas

Leiter Dahlem Center for
Machine Learning and Robotics,
Freie Universität Berlin



Robert Thielicke

Chefredakteur
Technology Review

In Zusammenarbeit mit

European Partner:



BNP PARIBAS



Gold Partner:



Nutzfahrzeuge

Bronze Partner:



High-Tech Gründerfonds

Organized by





<http://www.technologyreview-events.de>

sylke.wilde@heise.de



@Innovators35



/Innovatorsunder35